Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 28 (2021)
Heft: 307

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nr. 306, Dezember 2020

Euer Magazin ist Monat für Monat eine wahre Schatzkiste, vollgepackt mit inspirierenden, bestärkenden, ermutigenden, ermächtigenden Schätzen. Aktuell und hochwillkommen das «Immunium» akut – gleichsam erheiternd wie ernsthaft – so auch die andern Beiträge: ein wahrhaft horizont-erweiternder, grenz-überschreitender, hoffnungs-stiftender Lichtblick in unsrer Kultur/Gesellschaft/Politik-Medienlandschaft. Ganz herzlichen Dank für die Stärkung des Immunsystems «der andern Art»!

Marilene Hess, St.Gallen

Zum Beitrag «Gesundheit oder Tod – oder wie religiös ist unser Gesundheitswesen?»

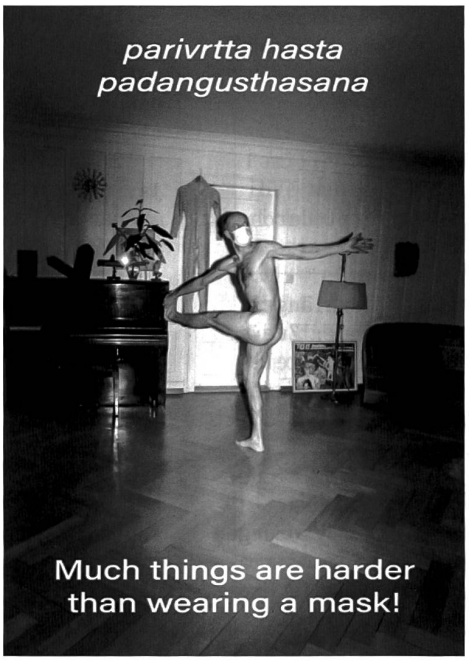
Liebe Redaktion, lieber Rolf Bossart

Dreimal musste ich den Text lesen und habe immer noch nicht verstanden, um was es lange geht. Oder doch, da steht am Schluss, man soll grossmütig sein für alle möglichen Reaktionen und Emotionen. Das würde dann heissen, all den MaskenverleugnerInnen und unterschriftensammelnden Jutesäcken mit Liebe zu begegnen.

WTF, haben wir nicht weitgehend erkannt, dass Masken nützen und die laschen Vorschriften des Bundes resp der Ostkantone dem Virus in den Rachen spielen?

Aber ich habs sehr wahrscheinlich wirklich falsch gelesen, um was ging es nochmals?

mit herzlichen Grüssen
Herbert Weber



P. S. Bild zum Text

In eigener Sache

Kultur im Januar?

Diese Saiten-Ausgabe ging am 17. Dezember in Druck. Auf einen Tag später, den 18. Dezember waren neue Massnahmen des Bundesrats zur Bekämpfung der Corona-Pandemie angekündigt. Wir haben uns entschlossen, dennoch am Januar-Veranstaltungskalender festzuhalten. Er beginnt auf Seite 63 mit dem 22. Januar, dem Tag, an dem erstmals wieder Anlässe möglich waren – beziehungsweise möglich gewesen wären. Falls sie nicht stattfinden, zeigt der Kalender zumindest, wie Kultur im Januar hätte aussehen können.

«Kein Durchkommen»: Das galt Anfang Dezember für die städtische Velo-Community. Kaum hatte es einmal ordentlich geschneit, kapitulierten die Stadtwerke vor der weissen Pracht. Beziehungsweise schaufelten sie den Velos in die Spur. Saiten protestierte, und die Velofreunde diskutierten, ob nun eigentlich der Winter für Velos oder Velos für den Winter gemacht seien. Dass der Winterdienst aus Spargründen reduziert wurde, machte die pflotschige Sache nicht unbedingt besser. Der ganze Beitrag hier: *saiten.ch/kein-durchkommen.*

Auch andere Stadtthemen regten an oder auf. Vor allem eins: die Neugestaltung der Bar in der Lokremise unter den neuen Pächtern, die vom Januar an dort das Sagen und das Wirten haben. René Hornung leuchtete im Beitrag *saiten.ch/lokremise-neue-bar-als-kunstwerk* hinter die Kulissen des Streits um Gestaltung und Platzierung der Bar: eine «Zangengeburt». «Es zeigten sich zwei Lager: glühende Befürworterinnen des neuen Bar-Standortes und scharfe Gegner, die dort einen Engpass bei grossem Publikumsandrang befürchten, oder neue Lärmquellen für die Kulturbetriebe.» Kulturort oder Gastrotempel? Für Kommentator Marcel Elsener war der Fall auf «kontaminiertem Boden» klar: «Da freute man sich so auf die Paris-Prägung und Moules & Frites, und dann kommen sie mit Parkettpodium und hohen Sofalehnen, das klingt grauslig. Prätentiöse neue Restaurant-Raumgestaltungen brauchts nicht, die Bar ist heute am richtigen Ort.»

Applaus gab es dafür für die neue und erste Haupt-Stadtpräsidentin. Corinne Riedener rückte in ihrer Wahlanalyse die politische Gewichtverschiebung ins Zentrum: «Mit Maria Pappa sind die durchschnittlichen Zeiten in Sankt Güllen vorbei. Addio wohliger Stillstand – ciao wagemutige Stadt für alle. St.Gallen wird nun hoffentlich zur progressiven, selbstbewussten Gegenspielerin, die dieser Betonkopfkanton verdient hat. Es ist höchste Zeit, dass sich das Zentrum selbstbewusst neu positioniert»: *saiten.ch/forza-sangallo*

Landauf landab dominierte sonst die Pandemie. Nicht so auf den Saiten-Seiten – hier hatte auch die Kultur das Wort, soweit sie noch stattfand, mit zwei Premieren des Theaters St.Gallen, mit Ausstellungen, Kino, Literatur und Kulturpolitik. Zum Nachlesen und zum Vorhoffen auf einen baldigen Neustart der Kultur im Post-Corona-Jahr: *saiten.ch.*

«Unsere Branche ist es nicht gewohnt zu streiken, wir sind uns gewohnt zu lächeln»

Florian Reiser hat den Gastro-Protest am 11. Dezember in St.Gallen mitorganisiert. Er fordert Ausfallsentschädigungen für die Branche wie in Deutschland oder Österreich, denn Kurzarbeit höhlt die Betriebe nur aus. Interview und Bild: Corinne Riedener

Florian Reiser

Saiten: Wie ist die Focacceria bis jetzt durch die Pandemie gekommen?

Florian Reiser: Wir haben uns durchgeschlängelt. Alternative Geschäftsmodelle mussten her: Zuerst haben wir es mit einem Bestellservice «bestelllaune.ch» versucht, dann mit einer Food-Garage «Ape-tito» bei der Uni St.Gallen und zuletzt mit dem «Klosterbistro». Alles mit mässigem Erfolg, da sich die behördlichen Vorgaben ständig wieder geändert haben. Im Sommer haben wir uns zwar schnell wieder aufgerappelt, aber die Lockerungen währten bekanntlich nicht lange. Der Focacceria-Betrieb ist ausgerichtet auf etwa 500 Gäste pro Tag, nicht auf 50. Und wenn uns auch noch die Events, Caterings und Festivals fehlen, ist das der Todesstoss. Und wir sind nicht alleine, viele Gastro-Unternehmen kämpfen wirklich händeringend um ihre Existenz.

Über 400 Leute haben sich am 11. Dezember auf Ihren Aufruf hin in der St.Galler Altstadt getroffen, um für eine schnelle Unterstützung der Gastrobranche zu demonstrieren. Das ist doch eher ungewöhnlich.

Ja, es ist toll, dass so viele so spontan gekommen sind! Daran sieht man: Der Druck ist riesig. Leider wird uns jetzt Geldgier und Renditedenken vorgeworfen, aber das ist ein Missverständnis. Seit zehn Monaten wird uns gesagt, was wir alles nicht dürfen, aber gleichzeitig müssen wir unser Geld selber verdienen. Wir haben bis jetzt null staatliche Unterstützung erhalten. Es gab nur Notkredite und einen Teil Kurzarbeit, was aber für die Gastronomie das falsche Instrument ist. So werden die Betriebe aufs Krasseste ausgehöhlt. Und was viele vergessen: Wir sind nur der erste Dominostein. Wenn wir fallen, verkaufen die Weinhändler weniger, verkaufen die Feinkostläden weniger, verkaufen die Bäcker weniger.

Warum hilft Kurzarbeit nicht?

Weil es nur Geld gibt, wenn das Personal zuhause bleibt – und das ist momentan nicht der Fall. Die Betriebe sind geöffnet, aber die Gäste kommen nicht mehr. Wir stehen jeden Tag da, machen alles parat, kaufen ein, aber wissen nie, ob überhaupt jemand kommt. So lassen wir die Betriebe langsam ausbluten. Das raubt enorm viel Energie und Innovationskraft – weil alle nur noch damit beschäftigt sind, zu überleben.

Das ist aber schon länger der Fall. Warum seid ihr nicht schon früher auf die Strasse gegangen?

Ja, rückblickend hätten wir das schon im März machen sollen. Aber damals haben wir andere Wege gesucht; wir waren beim Stadtrat, haben Briefe geschrieben, uns mit anderen vernetzt. Unsere Branche ist sich nicht gewohnt zu streiken, wir sind uns gewohnt zu lächeln. Das ist tief verwurzelt in der Gastronomie.

Politik zu machen ist die Aufgabe der Branchenverbände. Oder hatte man diese Lobbyarbeit bisher einfach gar nicht so nötig?

Ich will niemandem im Nachhinein einen Vorwurf machen. Man wusste ja zu Beginn der Pandemie auch nicht, wie schlimm es wirklich wird. Kommt hinzu, dass sich nur wenige Gastronominnen und Gastronomen aktiv in diesen Verbänden engagieren. Ich selber hatte auch nie Interesse an so einem Amt, auch wenn ich mich weiterhin für die Branche einsetzen werde. Persönlich finde ich aber auch, dass man lange zu nett war. Man hat es lieber bei einem Abendessen versucht als mit Lobbyarbeit, sprich politischen Mitteln.

Wäre die Situation mit einem progressiveren Verband heute eine andere?

Schwer zu sagen, es war ja für alle ein Novum; Kurzarbeit gab es noch nie in der Gastronomie.

Nächstes Mal sind wir vielleicht besser gewappnet. Ich glaube aber, dass Verbände generell eher verwalterisch und nicht unbedingt fortschrittlich ticken. So ist es auch in der Gastronomie. Da sitzen kaum junge, aufstrebende Leute, sondern vor allem Alteingesessene. Das bringt die Verbandsarbeit wohl mit sich.

Was wäre denn aus Branchensicht das beste Vorgehen in der Pandemie?

Ich plädiere für eine Ausfallsentschädigung, ähnlich wie in Deutschland und Österreich. Diese müsste relativ hoch sein, also zwischen 70 und 80 Prozent. Das wäre eine elegante Lösung, auch weil die Betriebe dann nicht ganz schliessen müssten. Es ist wichtig, dass die Leute raus können. Nicht alle wohnen schön, nicht alle haben gute Freunde und eine tolle Familie. Dieser soziale Aspekt wird unterschätzt. Auch für die Wirtschaft wäre es von Vorteil, wenn die Gastrobetriebe offenblieben, denn: Lieber ein halbvolles Bad als gar keines.

Als die Sperrstunde um 19 Uhr verkündet wurde, versprach man eine Lösung für die Gastronomie. Glauben Sie nicht daran?

Bis jetzt war jede Branchenlösung in der Schweiz eine Katastrophe. Der Kanton Neuenburg zum Beispiel hat insgesamt sechs Millionen gesprochen. Pro Betrieb eineinhalb Prozent des durchschnittlichen Umsatzes von 2018/2019, aber maximal 25'000 Franken à fonds perdu. Einmalig. Ganz ehrlich: Dieses Geld hätten sie auch im Neuenburgersee versenken können.

Reden wir über Geld: Wie ist die Lage in der Focacceria?

Vor der Pandemie lief das Geschäft tipptopp. Im Frühling mussten wir einen Notkredit vom Bund 500'000 Franken aufnehmen. Dieser ist für Löhne, Pensionskassenbeiträge und Ferien draufgegangen. Unsere eigenen Reserven von 300'000 Franken sind mittlerweile ebenfalls aufgebraucht. Stand heute, 15. Dezember, bräuchte ich etwa 600'000 Franken, um wieder auf eine schwarze Null zu kommen – ohne zu wissen, was in den nächsten Monaten noch auf uns zukommt. Besser wäre darum eine Million, um einigermassen gesund in die Zukunft zu gehen.

Corona ist wohl nicht die letzte Pandemie. Ist das Konzept Gastro, so wie wir es kennen, gefährdet?

Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir in Zukunft wegen jedem Virus die ganze Welt lahmlegen, da muss es andere Rezepte geben. Ein Virus ist eine momentane Katastrophe, ja, aber die Menschen wollen sich nahe sein, das ist in uns drin, das wird nicht verschwinden.

Florian Reiser, 1975, hat 2004 die Focacceria gegründet. Mittlerweile betreibt er mit seiner Frau Evelyn Restaurants in St.Gallen, Herisau und Wil sowie einen Catering- und Eventservice. Das Interview wurde am 15. Dezember geführt.

focacceria.ch

Stimmrecht

Bis der Akku leer ist

Samantha Wanjiru

Advent, Advent, ein Lichtlein brennt. Weihnachten steht vor der Tür und damit auch das Ende eines aufwühlenden Jahres. Gerade die weltweite BLM-Bewegung hat neue Energien zur Veränderung mobilisiert. Die Demonstrationen haben eine Vielzahl an kleinen und grossen Held*innen des Alltags aus der Dunkelheit der Randgruppen ins Rampenlicht der Gesellschaft gerückt.

Durch die Demo in St.Gallen hatte auch ich die Ehre, lokale Aktivisten*innen kennenzulernen. Poltiker*innen, Unternehmer*innen, Künstler*innen: In St.Gallen hat sich schon vor der BLM-Bewegung vieles in Richtung Gleichberechtigung für alle Menschen mit Migrationshintergrund bewegt. Viele dieser Stadtheld*innen haben ihr ganzes Leben der Verbesserung der Lage für PoC gewidmet.

Der Aufwand, den sie dafür betreiben, geht dabei meist unter. Sie gestalten ihren Alltag und ihr Familienleben rund um ihre Termine. Sie verzichten auf ihre wenige Freizeit für ihre Mitmenschen. Schlagen sich mit der mühsamen Bürokratie herum und halten Zoom-Meetings bis in die Nacht ab. Sie setzen sich mit den meist einseitigen Medien auseinander, scheuen sich nicht vor Konfrontation im Namen der Gleichberechtigung. Sie diskutieren und informieren, auch wenn sie gerade eigentlich nur ihre Ruhe möchten. Sie tüfteln an neuen Visionen und kreieren neue Wege, wo es vermeintliche Sackgassen gibt. Die To-Do-Liste für Aktivist*innen ist endlos und meist eine Mammutaufgabe, die kaum machbar erscheint. Und trotzdem geben sie nicht auf.

Aber das hat seinen Preis. Diese Resilienz kostet nämlich nicht nur Geld und Zeit, sondern auch eine Menge Energie. Deswegen ist es gerade für jene, die selbstlos an der Front arbeiten, wichtig zu hören: Es ist okay, auch mal alles stehen und liegen zu lassen und den Druck der Verantwortung abzugeben. Die Gesellschaft braucht euch, ja. Aber gesund und munter. Erlaubt euch selbst anzuhalten, zu resetten, Energie zu tanken und abzuschalten. Denn morgen ist auch noch ein Tag, um die Welt zu retten.

Samantha Wanjiru, 1993, ist 2019 von Freiburg im Breisgau nach St.Gallen gekommen und hat die erste Black-Lives-Matter-Demo in St.Gallen organisiert. Sie studiert Psychologie, arbeitet nebenher als Bademeisterin und schreibt seit Sommer 2020 die Stimmrecht-Kolumne bei Saiten.

Typograf*in
mit eidg. Fachausweis (EFA)

Infoanlass
20. Januar 2021

Lehrgangsstart
August 2021

gbs sg.ch

Jetzt anmelden

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung
Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen

COMEDIA

Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen
Tel. 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

WIR WÜNSCHEN EUCH EIN GLÜCKLICHES UND GESUNDES 2021 UND VIELE GENUSSVOLLE LESESTUNDEN

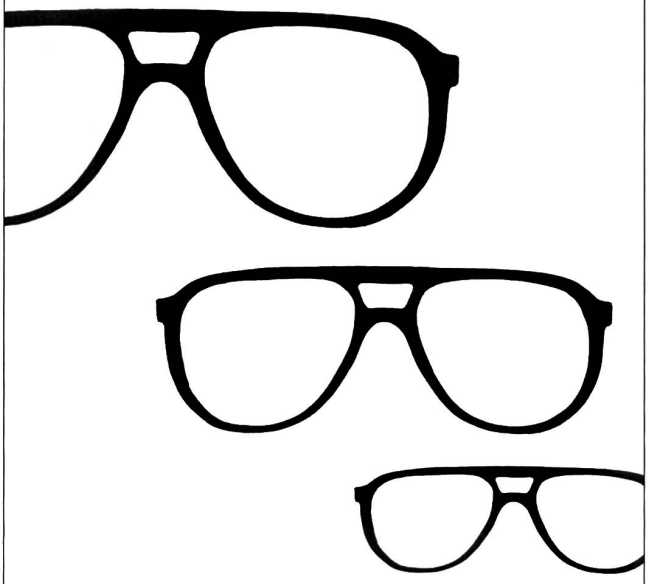
www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit **E-Shop!** (auch E-BOOKS)

helvetia.ch

Versicherung.
Fragezeichen.
Alles entspannt.

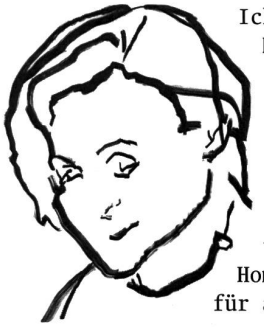
einfach. klar. helvetia
Ihre Schweizer Versicherung

www.viegener.ch



viegener optik

Cremeschnitten für alle!



Ich glaube, ich will gar nicht heiraten. Mittlerweile habe ich so oft über die Ehe für alle diskutiert, dass mir das Heiraten verleidet ist. Wie wenn man den ganzen Tag Cremeschnitten zubereitet und nach einer Weile keine Cremeschnitten mehr sehen kann. Mit dem Unterschied, dass Cremeschnitten nicht unterscheiden zwischen Homo und Hetero. Cremeschnitten sind für alle da. Die Ehe nicht.

Ich bin bekanntlich linksradikal (man sah es meiner vorletzten Kolumne an, in der ich damit schockierte, Hakenkreuze blöd zu finden). Mich sollte eine so bürgerliche Erfindung wie die Ehe wirklich nicht interessieren. Zweierbeziehungen! Vom Staat abgesegnet! Für immer! Horror. Dabei geht ganz oft vergessen, dass es noch ganz andere Gründe gibt, die Ehe für alle cool zu finden. Hier darum meine Lieblingsgründe.

Lieblingsgrund Nummer eins: Die Ehe für alle hat auch eine Wirkung auf jene, die nicht heiraten. In mehreren westlichen Staaten, unter anderem in den USA, sank die Teenager-Suizidalität um bis zu 14 Prozent, als die Ehe für alle eingeführt wurde. (Interessanterweise auch die Suizidalität von heterosexuellen Jugendlichen, nicht nur homo- und bisexuellen.) Teenager sind nicht gerade bekannt für ihre Heiratswilligkeit. Aber ihre psychische Verfassung wird positiv beeinflusst von einer Gesetzgebung, die Menschenrechte respektiert. Das hat Signalwirkung.

Mein zweiter Lieblingsgrund ist historisch (und happig): Als die Forderung nach der Ehe für alle erstmals aufkam, gings nämlich gar nicht ums Heiraten. Es ging ums Sterben. Während der AIDS-Pandemie wurde nämlich plötzlich klar: Wenn eine Person im Sterben lag, war alle Entscheidungsmacht bei der Familie. Egal, wie unterstützend oder – zu der Zeit wahrscheinlicher – queer-feindlich diese Familie war. Sie konnte den sterbenden Menschen im Spital besuchen gehen und über die Beerdigung entscheiden. War die sterbende Person trans, konnte so prompt der alte Name auf dem Grabstein landen. Die gleichgeschlechtliche Partnerin oder der gleichgeschlechtliche Partner hatten alle diese Rechte nicht. Gott bewahre, wenn Kinder im Spiel waren, die waren ebenfalls ohne Schutz. Weil es kein rechtliches Gefäss gab.

Der dritte Grund, warum ich für die Ehe für alle bin: Ich habe kein Recht, Leuten vorzuschreiben, wie sie ihre Liebe leben. Ganz egal, wie traditionell oder wild ihre Vorstellungen von Zusammensein aussehen. Du heiratest aus juristischer Notwendigkeit? Gut für dich. Du lebst in einer vierköpfigen Poly-Kommune? Legitim. Du willst ganz in Weiss heiraten und Hochzeitseinladungen mit Diddlmäusen verschicken? More power to you.

Bei der Ehe für alle geht es nicht darum, ob Herr und Frau Schweizer die Vorstellung von Lesben und Schwulen befürworten. Wer Homo-Ehen eklig findet, soll keine eingehen. Es geht darum, dass wir allen Menschen die gleichen Rechte geben. Mit dem neuen Beschluss unseres Parlaments haben Frauenpaare übrigens noch immer weniger Rechte als Heteros. Damit ist die Ehe noch immer weniger fair als Cremeschnitten. Macht die Ehe endlich gleich fair wie Cremeschnitten.

Anna Rosenwasser, 1990 geboren und in Schaffhausen aufgewachsen, wohnt in Zürich. Sie arbeitet für die Lesbenorganisation Schweiz (LOS) und als freischaffende Journalistin.

Monopoly?!

Ich schaue zurzeit die Netflixserie *Queen's Gambit*, in der sich alles um ein Schachwunderkind dreht. Und während den Folgen kann ich nicht anders, als darüber nachzudenken, was meine Eltern mit mir in meiner Kindheit anstatt Schach gespielt haben.

Das wären:

- Risiko (Mehr Plastikteile findet man sonst nur in einem Mittelmeerfisch.)
- Tschau Sepp (Die einzige Konstante in meinem Leben, wo ich regelmässig alle Karten in der Hand habe.)
- Scrabble (Ich hab zwar nie gewonnen, aber dabei viele neue Wörter gelernt wie zum Beispiel «Krutzqum».)
- Ligretto (Es braucht nur eine Partie und ich weiss wieder, warum ich es auch Rigretto nenne.)
- Memory (Wir hatten ursprünglich zwei Exemplare von Memory, beide sind verschwunden. Aber das ist nicht schlimm, denn als Erwachsener finde ich Memory nur als Trinkspiel erträglich. Die Regeln sind simpel: Jedes Mal, wenn man ein Kartenpaar findet, muss man einen Shot trinken. Das ist auch tatsächlich die einzige Möglichkeit, wie ich gegen meinen siebenjährigen Neffen gewinne.)
- Mensch ärgere dich nicht (Was ich auch tat. Indem ich was *anderes* gespielt hab.)

Wir hatten zwar schon ein Schachset, aber es war eine Reiseversion aus senfgelbem Plastik, bei dem die Figuren magnetisch auf dem Spielbrett hafteten. Also hätten haften sollen. Die Magnete hatten ungefähr so viel Anziehungskraft wie ich mit 14.

Und 15.

Und 16.

Was dazu führte, dass sowohl im Schachset wie in meinem Leben die Damen fehlten.

Und zuletzt, wie könnte es anders sein: Monopoly. Das Spiel, das SP'lern beibringt, warum der Mieterinnen- und Mieterverband so wichtig ist. Und allen rechts im politischen Spektrum, dass beim Immobilienimperiumaufbau ein Gefängnisaufenthalt einfach dazugehört.

Ach ja, Monopoly. Das lateinische Wort für «Figg di!». Was passt, denn es wird ja auch von *Hassbro* vertrieben. Das Ziel des Spiels ist es, die Mitspieler in die Insolvenz zu treiben. Oder in den Wahnsinn. Denn eine Partie Monopoly dauert durchschnittlich länger als manche Hollywood-Ehe. Und trotzdem haben wir früher andauernd Monopoly gespielt. Warum?! Ich könnte heute ein Schachgenie sein!

Naja, immerhin ersparten mir meine Eltern das nervigste Brettspiel aller Zeiten: das Hackbrett.

In diesem Sinne wünsche ich frohes Spielen und ein gutes Quaxzti!

Jan Rutishauser, 1987, ist Kabarettist, Kolumnist und Koach für Rechtschreibung und Comedy Writing.

Disziplinschmerz

Geborenes Blackface: ein Walliser Schwarznasenschaf, fotografiert an der St.Jakobstrasse. (Bild: Dani Fels)

Wenn man schlechte Angewohnheiten loswerden will, zum Beispiel die schaumige Süssigkeit jeden Tag, hilft es, sich zu fragen, was schwerer wiegt: der Disziplinschmerz beim Verzichten oder der Schmerz des Bedauerns, wenn man Jahre später mit den Folgen seiner Laster konfrontiert ist, in diesem Fall vielleicht Übergewicht oder Diabetes.

Ist das auch auf gesellschaftliche Aspekte übertragbar? Zum Beispiel auf den Journalismus? Was wiegt schwerer: der Disziplinschmerz, jene Leute und Gruppen, über die man schreibt, auch gleich selber - als Autorinnen - zu Wort kommen zu lassen oder der Schmerz des Bedauerns, wenn man später realisiert, wie viel gesellschaftliches Potenzial einfach verbrannt wurde, indem man jahrelang nur ÜBER und nicht MIT diesen Anspruchsgruppen geschrieben hat.

Die «NZZ am Sonntag» hat sich in der Ausgabe vom 13. Dezember für den Schmerz des Bedauerns entschieden. Der Anlauf war eigentlich gut: «Im Namen der politischen Korrektheit werden Bücher zensuriert, Künstler ausgeladen, Bilder abgehängt. Wie sich der tobende Streit um Meinungs- und Kunstfreiheit auf die Kultur auswirkt», so der Übertitel des sechsseitigen Kultur-Spezial-Teils.

Die Texte dazu waren teils durchaus lohnend. Samuel Tanner zum Beispiel, früherer Saitenautor, warf einen kritischen Blick auf die Schenkelklopfer an Rheintaler Turnunterhaltungen, die er jedes Jahr mitschreibt. Das Interview von Peer Teuwsen mit Sophie Passmann zum Gerücht Cancel-Culture war ebenso lesenswert wie entlarvend. Er fühlte sich von ihr belehrt - sie legte ihm nahe, sein «Dasein als Star-Feuilletonist» mal mit einem Politologiestudium zu «unterfüttern» - er fand: «Jetzt aber genug der Frechheiten.»

Weiter ging es um Political Correctness in der Kunst, um das «politische Klima», das die US-Lebensmittelindustrie dazu «zwingt», vertraute Werbefiguren wie Uncle Ben oder Mrs. Butterworth von den Verpackungen verschwinden zu lassen, um das Schweizer Nationalheiligtum Globi und um Blackfacing - als Aufmacher auf der Titelseite mit Walliser Schwarznasenschafen illustriert. Und es gab ein Quiz aus der Vergangenheit unter dem Titel «Mohr, Weib, Muselmann».

Mehr als ein Dutzend Texte und kleinere Beiträge. Das Problem: Sie wurden von weissen Menschen verfasst. Mit einer einzigen Ausnahme, Martin R. Dean, dessen Vater aus Trinidad stammt und indische Wurzeln hat. Sein Text zum spezifisch schweizerischen Rassismus und der Black-Lives-Matter-Bewegung gehört zu den besten. Vermutlich genau darum.

Den restlichen Beiträgen, die Blackfacing und andere koloniale bzw. rassistische Stereotype thematisieren, fehlt die Perspektive von Menschen of Colour komplett. Sehr unzeitgemäss und ein grosses Versäumnis, schliesslich ist die «NZZ am Sonntag» noch eine der wenigen verbleibenden Qualitätszeitungen.

Der Disziplinschmerz in diesem Fall wäre ja nicht allzu gross gewesen. Er hätte nicht darin bestanden, sich eisern in Verzicht zu üben und jeden Tag von Neuem gegen den inneren Schweinehund anzukämpfen, sondern schlicht darin, anderen einen Platz freizumachen und dafür ein bisschen über den Excel-Rand der bestehenden Autorinnenliste zu schauen. (Corinne Riedener)

D War alegge und go

Wüeschte Chläuse unterwegs am Alten Silvester (Bild: Appenzeller Verlag)

Die sächsische Schweiz im Erzgebirge, im äussersten Osten Deutschlands, ist eine schöne Gegend. Aber tiefschwarz – was die Zahl der Corona-Infektionen betrifft. Mehr als 2300 Ansteckungen auf 100'000 Einwohnerinnen und Einwohner: Damit ist der Landkreis deutschlandweit traurige Spitze. Und ebenso hoch ist hier die Zahl der AfD-Wählerinnen und Wähler. 35,5 Prozent wählten 2017 bei der Bundestagswahl die Rechtsaussen-«Alternative für Deutschland».

Zufall? Das Institut für Demokratie und Zivilgesellschaft (IDZ) in Jena hat im Dezember diese Zahlen eruiert, landesweit. Dessen Direktor Matthias Quent twitterte, es gebe einen statistischen Zusammenhang zwischen hohen Coronazahlen und AfD-Anhängerschaft – ohne daraus aber rasche Schlussfolgerungen ziehen zu wollen. Es brauche noch vertiefte Studien. Der deutsche «Tagesspiegel» machte den Faktencheck, rechnete nach und kam zum gleichen Ergebnis, statistisch wie inhaltlich: Die Korrelation sei klar, eine Korrelation bedeute jedoch noch keine Kausalität. «Das Resultat könnte reiner Zufall sein oder eine gemeinsame Ursache in etwas anderem haben, beispielsweise in niedrigerem Einkommen oder medizinischen Unterschieden.»

Die Journalisten haben drum weitergerechnet. Und festgestellt, dass zum einen bei keiner anderen Partei ein vergleichbarer Zusammenhang bestehe, zum zweiten, dass die Zahlen auch mit der Europawahl 2019 wiederum korrelieren, oder dass zum dritten andere Parameter weniger aussagekräftig sind: Die Zahl etwa der deutschen Hartz-IV-Bezügerinnen und -Bezüger pro Landkreis ergibt kaum aussagekräftige Zusammenhänge mit den Corona-Fallzahlen, ebensowenig die Bevölkerungsdichte. Mehrere Studien wiesen hingegen nach, dass Coronaleugnen, «Querdenken» und AfD-Sympathien vielerorts Hand in Hand gehen.

Bei aller Vorsicht folgert Forscher Quent im «Tagesspiegel»: «Unsere These ist, dass es eine demokratieferne lokale Raumkultur gibt. In diesen Gegenden fühlen sich viele im Widerstand und es gibt eine grössere Bereitschaft zu illiberalem und unkonformem Verhalten. Wenn in Regionen sehr viele rechts wählen, bildet sich eine lokale Kultur, die sich im Widerstand zu einer vermeintlichen Einheit aus Merkel, Medien und Eliten sieht. Das wiederum begünstigt sowohl den Erfolg der AfD als auch die Missachtung von Coronaregeln.»

Von der sächsischen in die wirkliche Schweiz: In Appenzell Ausserrhoden hat die Regierung das Silvesterchlausen 2021 verboten. Der Aufschrei kam prompt: Man lasse sich das Chlausen und Zauren nicht verbieten, und alle 500 aktiven Chläuse könne die Polizei sowieso nicht verhaften. «I lo mi nüd aasächä...!!!!!» protestierte einer der Chläuse in den Sozialen Medien, und einer vom Hörnli-Schuppel Hundwil sagte unverhohlen: «Einfach am 4i ufsto d War alegge und go.»

Das Chlausen am Alten Silvester, dem 13. Januar ist am stärksten im Appenzeller Hinterland verwurzelt. Dort, in Schwellbrunn, traf sich im Oktober die vielkritisierte 200köpfige Hochzeitsgesellschaft, die die Covid-19-Ansteckungszahlen in die Höhe schnellen liess, und im Dezember folgte das Jodlertreffen im «Hörnli», zu dem schliesslich die Polizei ausrücken musste. Der Ausserrhoder Polizeidirektor verurteilte in der «Appenzeller Zeitung» den lokalen Coronawiderstand, meinte aber, es sei wohl Zufall, dass die Vorfälle gerade im Hinterland passierten. Auch in Städten gebe es Coronaleugner.

Bei der Abstimmung über die Begrenzungsinitiative im September 2020 stimmten die Hinterländer Gemeinden wie folgt: Urnäsch 64 Prozent Ja, Schwellbrunn 63 Prozent Ja, Hundwil 65 Prozent Ja, Schönengrund 66 Prozent Ja, Waldstatt und Stein 50 Prozent Ja. Einzig der Hauptort Herisau lehnte das ausländerfeindliche Ansinnen mit 60 Prozent Nein ab. Klare Nein-Mehrheiten gab es im Ausserrhoder Mittelland, während sich im Vorderland (wo nicht gechlaust wird) Nein und Ja die Waage hielten.

Interessante Korrelation. Aber man soll keine voreiligen Schlüsse ziehen, sagt der deutsche Statistiker Quent. (Peter Surber)